

Matthias Storck

# Karierte Wolken

Lebensbeschreibungen  
eines Freigekauften

# Inhalt

Ein Wolfsgeheul (Wolf Biermann)	9
<b>Vorgeschichten</b>	
»Frohe Zukunft«	17
Kugelkreuz	19
Hermannswerder	19
Ein Pastor brennt	22
Greifswald	23
Studienbeginn	26
Solschenizyns Läuse	27
Psychiatrie gegen Militärlager	28
Geselbstmordet	30
Ein Flüchtling entwirft seine Flucht	31
Ein Mensch muss seine Grenzen kennen	31
Amerika in der Flasche	33
Die Provinz im Kachelofen	34
Die Entsicherung einer perfekten Grenze	37
Ein deutsches Requiem	39
Fluchtversuch	42
Wehrkundeunterricht	44
Wollenberger	45
Der Bischof und die graue Eminenz	46
Der Nachfolger des Bischofs	47
»Herrschende Klasse« mit Zivilcourage	48
Der Prorektor	49
Themen von der Straße	51
Rote Woche	52
Sektionsratssitzung	54
Cato	55

## **Innengeschichten**

Wie ein Hund von offener Straße	59
Tagtraum	66
Die ersten Stunden in der Zelle	67
Nicht gegen den Strom	69
Verrat	70
Bibel	72
Gotteskampf	74
Bäume beim Zahnarzt	76
Tines Rezept	78
Kontakte	79
Begegnungen	81
Du bereitest vor mir einen Tisch	85
Briefe	89
Haltbare Sehnsucht	91
Ein Briefwechsel zwischen den Zellen	92
Fluchthilfe	96
Freiheit eines Christenmenschen	98
Er stößt die Gewaltigen vom Thron	99
Bahro	100
Die Bekennende Kirche sagt die Wahrheit	102
Posten	104
Schlaflose Nacht	105
Die »Verteidigung«	106
Der Sturz ins Unbekannte	109
Der Stadt Bestes	113
Im Namen des Volkes	116
Ankunft in Rummelsburg	117
Das Wiedersehen	121
»Katakomben«	124
Wieder in der Zelle	125
Arrest	126
Nichtarbeiter	133

»Transport«	134
Folter	136
Abschiebe	137
»... werden wir sein wie die Träumenden «	138

### **Nachgeschichten**

Karierte Wolken	143
Reisen in die Vergangenheit	145
Spurensuche im Zuchthaus Cottbus	147
»Roter Terror«	148
Erziehungsbereich 8, Zelle 213	150
Wieder im Arrest	153
Prügelkommando	155
Der Sani	156
Zuchthaus Hoheneck	158
Der Anstaltsleiter	161
Führung	161
Frau Oberleutnant Suttinger	163
Akteneinsicht oder: Die Enttarnung der Zukunft	168
Nicht meine Kirche	182
Fels in Betonbrandung	190

### **Nach zwanzig Jahren**

Herbstastern, Osterglocken und ein Versuch über das Verzeihen	199
Verzeihen	202

## Ein Wolfsgeheul

In Frankreich gibt es einen Ort, der heißt so: Chanteloup – nicht der heulende, sondern der singende Wolf. In diesem Dörfchen wohnt meine Freundin Madame Mummi, die mir ein wunderbares saftiges Lammkarée gebraten hat, mit Kräutern der Provence. Und einen Freund habe ich, das ist ein gelernter Ostmensch, den es in den Westen verschlug, ein evangelischer Hirte.

Diese Konstellation könnte für ein paar Schafe der Kirchenherde womöglich von Interesse sein: der fromme Hirte und der gottlose Wolf. Aber so extrem weit sind wir gar nicht auseinander. Warum? Das Fleisch der Schafe genießen wir beide.

Also singe ich heute dieses Vorwort, ein Loblied auf einen Pastor, der eine prosaische DDR-Gefängnisbeichte geschrieben hat. Und er fand für sein Buch einen poetischen Titel: »Karierte Wolken«.

Matthias Storck ist ein Christenmensch, der als Dorf-Pfarrer in der westfälischen Kirchengemeinde Kirchlengern fast zwanzig Jahre lang das Evangelium predigte. Inzwischen hat er sich urbanisiert und hütet schon seit etlichen Jahren als Pastor die Herde der schönen, kargen Marienkirche der Stadt Herford.

Aufgewachsen als Sohn eines DDR-Pfarrers, studierte mein Freund Theologie in Greifswald. Dort war der junge Mann den Kirchenobrigkeiten und der Staatssicherheit unangenehm aufgefallen, weil er seinen Glauben an Gott offenbar so ernst nahm, wie ich damals meinen eingeborenen Glauben an einen demokratischen Kommunismus.

Man wollte den allzu offenherzig bekennenden Christen weghaben. Er störte den falschen Frieden. Er hatte sich kritisch

gegen die Militarisierung in Kindergärten und Schulen der DDR geäußert und mit anderen Theologiestudenten gegen den Wehrkunde-Unterricht und den soldatischen Drill von Schulkindern protestiert. Er war einfach gegen das alltägliche realsozialistische Kriegsspielen für den sogenannten Weltfrieden.

Er und seine Ehefrau Christine wurden dann durch einen Inoffiziellen Mitarbeiter der Stasi, einen Pfarrer in Mecklenburg, in eine Falle gelockt. Obwohl die beiden jungen Christen damals nicht die Absicht hatten, die DDR zu verlassen, wurden sie von diesem Agent provocateur in eine fingierte Republikflucht hineinmanipuliert. Die Staatssicherheit konstruierte sich eine Gelegenheit, den unbeugsamen Theologiestudenten elegant aus dem Verkehr zu ziehen. Die Ironie der Geschichte: Die beiden wollten unbedingt im Osten bleiben, nach dem romantischen Motto: Bleibe im Lande und wehre Dich redlich! Und das war ja auch meine Position, auch ich war ein sturer Dableiber.

Die beiden wurden verhaftet. Sie logierten dann 14 Monate im VEB-Knast. Danach wurden diese widerspenstigen DDR-Menschen in den Westen abgeschoben, will sagen: Sie wurden von Erich Honeckers Menschengroßhändler, dem Rechtsanwalt Vogel, in die Freiheit verkauft.

Die Storcks waren am Anfang im Westen verwirrt, waren westdumm und fürchteten sich vor Gefahren, auf die sie überhaupt nicht trainiert waren. Es ging uns allen in den ersten Jahren ähnlich. Genau in dieser Zeit lernte ich Matthias Storck und seine Frau näher kennen. Der Theologiestudent war damals im tiefen Zweifel mit sich und der Welt, mit seiner Ost-West-Kirche und mit seinem Gott. Er wusste nicht, ob er sein Studium im Westen überhaupt fortsetzen und Pastor werden soll.

Obwohl es mich nichts angeht, riet ich ihm damals dringend zu, denn in Gesprächen mit diesem Menschen hatte ich

den Eindruck gewonnen, dass der ein wahrer, ein tiefgläubiger Christ ist, ohne alle Frömmelei.

Ich dachte in meinem atheistischen Hochmut: Der ist ein grundgütiger Mensch und trotzdem ein heller Kopf. Der wird kein lebensdummer Schmalspur-Prediger, denn er kennt auch weltliche Literatur und hat ein lebendiges Verhältnis zum politischen Diskurs unserer Zeit.

Nach dem Zusammenbruch der DDR wurde sichtbar, wie tief Teile der evangelischen Kirche mit dem totalitären Regime verstrickt gewesen waren. Am Streit über diese heikle Frage hat Matthias Storck sich mit Leidenschaft beteiligt. Ja, aber eben auch mit Augenmaß, weil er nämlich selbst widerstanden und genug gelitten hat. Er weiß aus Erfahrung, wie schuldhaft und wie schuldlos, wie romanhaft kompliziert jede einzelne Verstrickung ist.

Es gab ja leider in den höheren Regionen der Kirchen-Hierarchie bei Gottes Bodenpersonal besonders viele Unglücksmenschen, die mehr oder weniger willfährig oder gar zynisch mit dem Teufel ihren Vertrag geschlossen hatten. Die bitterste Entdeckung: Sein eigener Vater, wie gesagt, ein Pastor, hatte sich in der DDR zu Spitzeldiensten erpressen lassen.

So ist es für die Leser des Buches ein Gewinn, dass Matthias Storck über seine Höllenfahrt im Gefängnis und über seine Irrfahrten danach im Westen geschrieben hat.

Er liefert uns das Beispiel eines streitbaren Christen, der sich aber dennoch in großer Demut und Güte und ohne einen Hauch von rachsüchtiger Selbstgerechtigkeit an einem Disput beteiligt, der für die Zukunft der Gesellschaft gewiss nicht weniger wichtig ist als für die evangelische Kirche selbst.

Ich weiß es nicht: Gibt es, wie bei den Katholiken, in Luthers Kirche überhaupt noch irgendeine Form der Beichte? Ich Un-

gläubiger beichtete meinem Freund jedenfalls gelegentlich auch meine Schwächen und Ängste. Und so weiß ich aus Erfahrung, dass er ein einfühlsamer Menschenkenner ist. Er forscht nicht über die eitle Frage, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz haben, aber er weiß ganz gut, wie viele Menschen von zwei Fischen essen können und sich manchmal sogar sättigen an einem Lied. Über den Gefängnishof der Untersuchungshaft fütterten seine Frau und er sich gegenseitig, allen Verboten zum Trotz, Zeile für Zeile die »Ermutigung« zu, ein Stückchen Seelenbrot, das ich in der DDR geliefert hatte.

So was verbindet auch Menschen, die grundverschieden sind. In all meinen DDR-Jahren traf ich solche Christen, mit denen ich mich schon deshalb immer gut verstand, weil sie eine menschliche Substanz hatten, die für mich wichtiger ist als alle Glaubensfragen.

Jetzt preise ich meinen Freund schon an wie ein Fischhändler auf dem Altonaer Fischmarkt seine Aale. Aber das ist keine Sünde: Dieser Mann kann gut Deutsch und kann zudem wirkungsvoll predigen, denn er liest vom gebildeten Herzen ab und nicht vom Blatt. Und ich darf es bezeugen, denn ich hab ihn bei Gelegenheit auch inkognito in der Predigt belauscht; er wusste also gar nicht, dass der Wolf sich mit aufgestellten Ohren unter seine Schafe ins Kirchenschiff geschlichen hatte.

Die Religion bediente ja immer extrem divergierende Interessen: Sie war ein Mittel der Einschüchterung und Unterdrückung des Volkes, ein raffiniertes Herrschaftsmittel, und sie war in manchen Zeiten genau das Gegenteil: ein moralischer Halt im Widerstand, war Ermutigung zur Rebellion gegen Unterdrückung.

Die Schwarze Madonna von Tschenstochau kämpfte eben wie eine Freiheitsgöttin auf der Seite der Gewerkschaft Solidar-

nosc in Danzig gegen die stalinistische Monopolbürokratie, als in Polen 1980 die Arbeiter streikten. Und so beflügelte der Glaube an Gott auch die wirklich gläubigen Christen in der DDR zum Glauben an den Menschen. Matthias Storck gibt uns ein Zeugnis davon.

*Wolf Biermann, Februar 2010*



***Vor-  
geschichten***

## »Frohe Zukunft«

Wenn am Ostermorgen die Glocken läuten, sind wir auf der besseren Seite der Welt. Die Sonne taucht das schmutzige Dorf in ein fröhliches Licht, auf dem Friedhof blasen die Posaunen: »Christ ist erstanden von der Marter alle«.

Die kleine Kirche aus dem 12. Jahrhundert droht mit dem neugotischen Backsteinturm den Mächten der Finsternis. Christus ist auferstanden, während die meisten Menschen liegen bleiben. Fast alle arbeiten auf der »LPG«, die den Namen »Frohe Zukunft« trägt. Gegen die »Frohe Zukunft« spricht, dass sie meist sehr stinkt.

Vater überquert die Straße im Talar. Das ist mir peinlich. Manchmal überlege ich, ob es mir lieber wäre, wenn Vater wie alle anderen Väter auch auf der LPG arbeitete.

Die Schule ist in einer Baracke untergebracht. Die Baracke ist eine »Errungenschaft« der Arbeiter und Bauern und heißt »Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule«. Bevor es die Oberschule gab, hatte das Dorf nur eine »Zwergschule«. Alle Kinder waren in eine Klasse gepfercht, und der Lehrer schlug mit einem Rohrstock. Damit habe die Arbeiterklasse Schluss gemacht, sagt die Lehrerin. Die Zwergschule dient jetzt endgültig als Turnhalle. Die kleinen Klassenräume in der Oberschule sind hellhörig, und die Dielen knarren laut, wenn die Lehrerin durch die Reihen geht.

Der Direktor heißt Gabriel. Er ist Sportlehrer, hat einen Igel schnitt und kann gut Ball spielen. Jeden Montag ist Fahnenappell. Alle haben weiße Pionierblusen und blaue Halstücher. Ich habe keine Pionierbluse, deshalb muss ich beim Appell immer hinten stehen. Um das »Gesamtbild nicht zu stören«, sagt Herr Gabriel. Zwei Pioniere machen Meldung. Dann ruft Herr Gabriel: »Hiss Flagge!«, und ein Pionier zieht die Fahne am Mast hoch. Nach dem Lied »Ich trage eine Fahne« hält Herr

Gabriel eine Rede. Am liebsten redet er vom Klassenfeind oder den »Bonner Ultras«, die die Errungenschaften der Arbeiterklasse bedrohen. Herr Gabriel stammt aus der Arbeiterklasse, und darauf ist er stolz. Mein Vater sei ein Überbleibsel der Bourgeoisie, die aber ausgespielt habe, sagt Herr Gabriel.

Einmal beim Appell müssen alle, die Plastiktüten mit westlicher Reklame als Turnbeutel benutzen, vortreten. Die Tüten werden ausgeleert und auf einen Haufen geworfen. Nachdem die Fahne gehisst ist, werden die Beutel »den Flammen übergeben«. Der so »bereinigte« Schulhof sei Ausdruck für die Überlegenheit der sozialistischen Persönlichkeit über das schlechende Gift westlicher Konzerne, sagt der Schulleiter stolz.

Vater ist der Einzige im Dorf, der nicht zur Wahl geht. Als zwei Männer von der »Nationalen Front« ihn abholen wollen, sagt er, er hätte keine Wahl.

Gegen drei Uhr trinken wir Kaffee im Garten. Vater raucht eine Zigarre. Da fährt ein mausgrauer »Wartburg« auf den Bürgersteig. Vor unserer Hofeinfahrt bleibt er stehen. Auf dem Dach hat der Wagen einen großen Lautsprecher, aus dem es bedrohlich in breitem Sächsisch quäkt: »Herr Storck, gommen Sie sofort zur demogradischen Wahl! Herr Storck, sofort zur Wahl!« Mein Vater raucht seine Zigarre und bleibt sitzen.

In der siebten Klasse müssen alle einen Aufsatz schreiben: »Meine Jugendweihe«. Meine ältere Schwester geht nicht zur Jugendweihe. Darum bekommt sie ein anderes Thema: »Der Sinn meines Lebens«. Sie schreibt unter anderem, dass jeder Mensch Gaben von Gott empfangen habe. Dafür bekommt sie eine Fünf. Herr Gabriel hat eigenhändig an den Rand geschrieben: »Unverdautes Zeug aus dem Konfirmandenunterricht gehört nicht ins Schulheft.«

Mein Vater geht am nächsten Morgen mit dem Heft in die Schule. Durch die ganze Baracke ist zu hören, wie mein Vater und Herr Gabriel sich streiten.

Mein Vater fährt zum Kreisschulrat. Das Heft nimmt er mit, obwohl Herr Gabriel behauptet, es sei Eigentum der Schule. Später steht unter dem Aufsatz eine Zwei. Und Herr Gabriel ist nicht mehr da.

### *Kugelkreuz*

Zwei meiner Klassenkameraden und ich trugen das Kugelkreuz der »Jungen Gemeinde« auch in der Schule an der Jacke. K., Lehrer für Staatsbürgerkunde und Sport, hatte das Zeichen schon des Öfteren misstrauisch beäugt. Als wir eines Tages signalisierten, dass wir das »Abzeichen für gutes Wissen« nicht erwerben wollten, weil ein militärischer Ausbildungsteil mit Schießübungen dazu gehörte, war das Maß voll. Wutentbrannt ging K. auf uns los und riss uns die Abzeichen von der Jacke. »Ich werde euch euren reaktionären Gott und euren dummen Pazifismus schon noch austreiben!«, schrie er. Als Vater von dem Zwischenfall erfuhr, protestierte er sofort beim Ministerium für Volksbildung. Wenig später bestellte uns die Direktorin zu einem Gespräch. Wir hätten, sagte sie, den Genossen K. missverstanden. Er habe lediglich darauf bestanden, dass wir die Abzeichen während des Sportunterrichts ablegen sollten. Die Gefahr, sich an der Nadel zu verletzen, wäre zu groß.

### *Hermannswerder*

1976: Kein gutes Jahr. Ich fühlte mich nicht mehr wohl in der künstlichen Welt dieses Pensionats für höhere Pfarrerskinder ohne Abitur. Hermannswerder: Auf einer Havelinsel, bei Potsdam gelegen, wo die Welt nur über Umwege oder mit einer Fähre zu erreichen ist, nahm sich das Ganze sehr idyllisch aus. Der

etwas düstere Internatsbau aus rotem Backstein tat dem keinen Abbruch. An die Unterbringung im Zweibettzimmer war ich schnell gewöhnt. Auch die beinahe klösterlichen Lebensregeln, die Raum und Zeit für gemeinsame Mahlzeiten, Schularbeiten und den täglichen Ausgang fixierten, waren nicht der Grund für den Seelenspeck, den ich hier ansetzte. Die Ausbildung war hart, aber glänzend. Die Lehrer hatten sich aus der »Volksbildung« davongemacht und damit jeder Gängelei entzogen. Sie waren fast alle leidenschaftliche Idealisten mit guten Konzepten, manchmal wuchsen ihnen seltsam alte Zöpfe. Überall in diesem Haus wurde der Geist des alten humanistischen Gymnasiums zum Wehen gezwungen. Von Zeit zu Zeit roch er etwas muffig. Man gab sich gern »wertkonservativ« und zog die Schrauben an. Der neue Mensch wurde aus Disziplin und Leistung gemacht. Im Traum erschienen einem die Lehrer bisweilen als Alpha oder Omega, manche Nacht aber auch höchstlebendig als Kontrolleure.

Bei aller äußeren Strenge erlebten die meisten Schüler nach dem zehnjährigen Spießrutenlaufen im DDR-Schulbetrieb zum ersten Mal so etwas wie geistige Freiheit. Nirgendwo habe ich so viele Anregungen und Anstöße bekommen wie in dieser Zeit.

Freilich trieb das auch seltsame Blüten. Das niedrige Niveau der DDR-Schule hatte bei größtmöglicher Faulheit noch glänzende Noten abgeworfen. Zum Abitur war nur die zweite Garnitur abkommandiert worden. Jetzt war man wieder wer. Das zeigte sich schon in den kleinen Dingen des Lebens. Wer etwas auf sich hielt, wusch sich die Hände mit Westseife und trank zum Frühstück »Jacobs Krönung«. Hier kam man aus gutem Hause und genoss die Privilegien. Ebenso verbreitet war ein gewisses Elitegehabe und melancholischer Stolz, fast die letzte alte Schule »alter Schule« auf dem Boden der DDR zu besuchen. Hinzu kam eine Art Inselkoller. Der normale Lebensalltag geriet in Vergessenheit. Die Konflikte, die gestern noch die Tagesordnung bestimmt hatten, spielten sich in einer fernen Welt ab,

die von vielen immer missmutiger und seltener besucht wurde. Eine gewisse Weltverneinung gehörte zu den Tugenden. Nicht nur wegen des Bildungsideals, das man vor sich her trug, war man etwas Besseres. Die »neuen Leiden« des Pfarrerskindes in den Mühlen des DDR-Bildungssystems hatten uns alle zu unfreiwilligen Märtyrern gemacht. Die erzwungene Unbotmäßigkeit hatte uns ausgegrenzt und den »normalen« Weg zum Abitur verbaut. Nun prallten die Einzelgänger aufeinander. Der Individualismus feierte Orgien. Jeder ein kleines Genie. Kaum einer, der nicht Gedichte verfasste oder wenigstens komponierte. In jeder Nische ein Philosoph. Es gab nur eine Handvoll Seminaristen, die vor dieser Ausbildung den Absturz ins normale Leben gewagt hatten. Fünf Leute in meiner Klasse hatten eine Berufsausbildung. Eigentlich war das Voraussetzung für die Aufnahme. Als mangelnde Schülerzahlen den Bestand der Schule bedrohten, gab man schweren Herzens diese wichtige Bedingung auf. Offensichtlich waren viele Pastoren der Meinung, dass es sich für ihre Kinder nicht schickte, unter »normale« Leute in die Lehre geschickt zu werden.

Vielen dieser halben Kinder bekam der Bruch nicht. Manchmal träume ich noch von blassen Zöglingen: Müde Gestalten, die oft eine ganze Woche das Haus nicht verlassen hatten. Dann irrten sie in der feuchten Herbstluft zwischen den welken Blättern umher wie Internierte mit Heimweh. Vom ersten Windstoß in Fieberkrisen gepustet, waren sie bald mit ihrem Latein am Ende und lagen tagelang im Bett. Nach drei Jahren waren einige so verdorben fürs normale Leben, dass sie für ein Studium an einer staatlichen Universität nicht mehr in Frage kamen. Manche von ihnen sah man später im Sprachenkonvikt, einer kirchlichen Hochschule für Theologie, in Hausschuhen in die Vorlesung gehen. Halb hinausgeworfen, halb geflohen bewarb ich mich in Greifswald.

## *Ein Pastor brennt*

Im Sommer 1976 macht eine erschütternde Nachricht die Runde: Pfarrer Oskar Brüsewitz hat sich auf dem Marktplatz in Zeitz verbrannt. Wenn einer so tief in Verzweiflung gerät, so alleingelassen stirbt, ist das nicht ein Zeichen für uns alle, aufzuwachen? Der Schlaf der Jünger am Ölberg ist offenbar noch immer ansteckend.

Dass einer die letzte Tür nimmt, ohne vorher an unsere geklopft zu haben, stellt uns ein vernichtendes Zeugnis aus. Uns allen wird ein Licht aufgesteckt. Die Lektion ist bitterernst: Im Widerschein dieser Fackel wird, solange sie lodert, aus der Gemeinschaft der Heiligen eine Gemeinschaft der Scheinheiligen. Wie viele Seelen brennen im Fegefeuer dieses Staates? Wie viel Asche habe ich davon im Herzen?

Da brennt ein Pfarrer vor meinen Augen nieder, und ich gehe zum christlichen Alltag über! Wo warst du, Adam?

Die Frage des lebendigen Gottes brennt mir mit der Flamme des Bruders ins Gesicht.

Wo waren wir, seine Brüder und Schwestern, als er verzweifelte? Wo war der pastor pastorum, wo war der Seelsorger, und wo waren die, die diese abgründige Verzweiflung kannten? Wo waren seine Lehrer, sein Superintendent? Hatte er nicht wenigstens einen Bischof bei sich? Wie kalt ist es unter denen, die die Welt wärmer machen wollen! So kalt, dass einer dran verbrennt!

Ehe die Fackel irgendetwas entfachen konnte, war sie schon von kirchlicher Seite ausgetreten worden. Ein hoher Kirchenjurist aus Berlin mahnt zur »Solidarität mit unserem Staat«, ehe der Pfarrer seinen Wunden erlegen ist. Später, bei der Beerdigung, sollen Pfarrer Scheren unter dem Talar getragen haben, um Kranzschleifen mit staatsfeindlichen Parolen sofort zu entfernen. Noch vor seinem Tod hatte sich die Landeskirche im »Neuen Deutschland« von der Tat ihres Pfarrers distanziert. Soll

ich meines Bruders Hüter sein? In welches Exil wird man hier noch getrieben!

Es folgt in derselben Zeitung eine Kampagne, die den Mann für verrückt erklärt.

Die evangelische Kirche versucht, die vorschnelle Leichenfledderei im »Neuen Deutschland« auszugleichen, indem sie Papiere von der Kanzel verlesen lässt, die der offiziellen Verunglimpfung widersprechen. Ihr löscht den Brand nicht mehr!

Wirkungsvolles Requiem! Wo blieb ein Aufruf an alle Pfarrer, an alle Christen, diesem Mann wenigstens das letzte Geleit zu geben, wenn er von der Christenheit auf Erden nie ein erstes bekommen hatte? Die Gottesdienstbesucher unter den Kanzeln wissen, was gelogen ist. Die Leser des »Neuen Deutschland« wussten immer, was sie glauben sollten.

Mein Bruder ist Oskar Brüsewitz. Der Brand schwelt in mir. Ich will, dass er in jedem Rauch weiterlebt, der aus irgendeinem Schornstein in diesem stinkenden Land gen Himmel steigt. Er starb an den Brandwunden seines Gewissens. Er starb an uns, seinen Brüdern und Schwestern. Er starb an der Ausgewogenheit seiner Kirche und an meiner Feigheit. Er ist ein Märtyrer.

## *Greifswald*

Im August 1976 werde ich die Sonderreifeprüfung an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald ablegen. Auf diese Weise komme ich doch noch zu meinem Theologiestudium.

Greifswald ist ein verschlafenes Städtchen in Vorpommern. Überall trifft man auf Überbleibsel der alten Hanse: Über der Stadt thronen drei mächtige gotische Backsteinkirchen. An einigen Patrizierhäusern und historischen Straßenzügen in der Innenstadt ist zu erkennen, dass es hier einmal bessere Zeiten gab.

Die Stadt ist 1945 kampflos an die Russen übergeben worden. Sie erlitt keine Zerstörung durch den Krieg. In dreißig Jahren haben aber die Stadtplaner geschafft, was der Krieg nicht geschafft hat. Die Stadt zerstört sich nach und nach selber. Sie verfault. Lediglich die Kirchen scheinen zu überleben. Gelder aus Westdeutschland und Schweden sorgen für den Bestand. Die Theologische Fakultät ist im Hauptgebäude der Universität untergebracht. Ein ehrwürdiger klassizistischer Bau mit schlichter Fassade.

Studentenkneipen und den dazugehörigen Lebensstil gibt es nur noch in Erzählungen. Die bisweilen gerühmte Tradition dieser alten deutschen Universität prägt das Stadtleben schon lange nicht mehr. Nur die Erinnerung an eine Handvoll berühmter Professoren wird auf ein paar verwitterten Gedenktafeln an zerfallenden Villen festgehalten.

Die Sonderreifeprüfung ist eine Farce. Sie besteht aus einem Prüfungsgang durch alle möglichen Fächer. Das Fach, an dem sich alles entscheidet, wird »Marxismus-Leninismus« sein.

Ein entsprechendes Buch habe ich zur Vorbereitung gekauft: »Historischer und dialektischer Materialismus«. Nach der vorsichtigen Lektüre einiger Seiten hatte ich aber eine solche Abneigung gegen Stil und Stoff dieses post-stalinistischen Kompendiums entwickelt, dass ich es auch jetzt nicht fertigbringe, mehr als das Vorwort zu lesen. M. und ich ziehen es vor, in eine Kneipe zu gehen. Studenten sind nicht zu sehen. Die gehen hier nicht in Kneipen. Die Wohnheime sind weit nach außerhalb verlagert. Dort werden bis zu vier Personen pro Raum gehalten. Die zukünftigen sozialistischen Kader sollen bedürfnislos und strebsam sein.

Wir essen ein mehliges Rührei für zwei Mark zehn. Am nächsten Tag werden wir geprüft. Literatur und deutsche Sprache, ein bisschen Englisch, keine Naturwissenschaften, alles wohlwollend. Die Fakultät oder, wie man es hier nennt: »Sektion«, hat nicht

mehr als vierzig Studenten. Dafür einen großzügigen Lehrkörper. Wir sind nur vier Prüflinge, drei andere Studenten werden noch via Abitur dazustoßen. Die M/L-Prüfung rückt näher. Ihr Ergebnis liegt fest, bevor wir den ersten Satz geschrieben haben – sofern wir nicht auffällig aus der Reihe tanzen. Hier geht es nicht um Leistung, hier entscheidet die Anbietungsfähigkeit und die Ausdauer im Phrasendreschen. Vor allem aber die Akte, die uns vorausgeeilt ist. Wir schreiben eine Klausur über ein Thema aus der »Geschichte der Arbeiterbewegung«. Dann erfolgt eine mündliche Prüfung bei einer wasserstoffblonden korpulenten Dame mit Parteiabzeichen und schlechtem Deutsch.

Unsere Akten sind offensichtlich so »in Ordnung«, dass man bereit ist, mit uns den chronischen Studentenmangel auszugleichen. Die »Sektion Theologie«, früher »Erste Fakultät«, ist nicht zuletzt ein wirksames Aushängeschild für sonst nicht vorhandene geistige Pluralität. Deshalb werden theologische Ausbildungsgänge an allen Hochschulen der DDR angeboten. Man studiert möglichst in Halle, Jena, Greifswald oder Rostock Theologie. Berlin hat wegen starker politischer Indoktrination einen besonders schlechten Ruf. Bismarck soll einmal gesagt haben, wenn die Welt untergehe, wolle er in Pommern sein, dort gehe sie 100 Jahre später unter. Die Wahrheit dieses Satzes erweist sich für die Greifswalder Sektion mindestens darin, dass der ideologische Drill erheblich nachhinkt: Was hier in vielen Dingen noch möglich ist, gibt es in Berlin schon lange nicht mehr. So werden »Akademische Gottesdienste« in der Jacobikirche gefeiert, Fakultätswochen mit westlichen Gastdozenten finden regelmäßig statt, sogar die Aula steht bisweilen für theologische Veranstaltungen offen, wenn der Platz in den engen Räumen der Fakultät nicht reicht.

## *Studienbeginn*

Wir haben alle bestanden. Im September 1976 tragen wir uns feierlich ins Matrikel ein.

Zu viert werden wir in ein verkommenes Kasernenzimmer in der Hans-Beimler-Straße gepfercht. Doppelstockbetten mit verschmutzten durchgelegenen Matratzen, je ein Tisch, je eine Schrankhälfte bilden das traurige Interieur.

Die beiden gerade aus der Volksarmee entlassenen Kommilitonen haben den Militärton noch nicht abgelegt. Nach der Zimmerübernahme müssen wir zu einer Immatrikulationsfeier. Ein großer Blonder im FDJ-Hemd hält einen Vortrag, den ich so schnell nicht vergessen habe. Kern der Rede: »Ein reaktionäres Lied der Bourgeoisie behauptet: Die Gedanken sind frei. Die Wahrheit ist: Die Gedanken sind klassegebunden. Das werden Sie als zukünftige Intelligenz des Arbeiter- und Bauernstaates hier beigebracht bekommen.«

Diese Drohung geht in altsprachlichen Übungen und Lektürekursen unter, die wir Theologen als Erstes zu bewältigen haben. In Griechisch und Latein sind wir sechs, in Hebräisch sieben Studenten. Zu den Sprachen kommen erste Proseminare und die Zwangsfächer Sport und Marxismus-Leninismus (»M/L«). Der Sportlehrer ist ein ehemaliger Offizier, der sein Wettkampfgebrüll mit ideologischen Einlagen versetzt. Für eine sozialistische Persönlichkeit ist diese körperliche Ertüchtigung unerlässlich.

Alles ist genau eingeteilt. Nach fünf Studienjahren muss das Studium beendet sein.

## *Solschenizyns Läuse*

Ein seltsames Gefühl: Ich reihe mich bereits am dritten Zeitungskiosk in eine Schlange. Erstmals seit Ossietzkys Zeiten ist die »Weltbühne« ausverkauft. Der gute Name steht für ein unter der DDR-Zensur auf den Hund gekommenes Provinzblatt, das allerlei Langeweile über das Theater verbreitet. Kaum einer kauft es. Die Kioske geben nicht selten die komplette Lieferung zurück.

Das Heft Nr. 49 vom 7. Dezember 1976 enthält einen schmutzigen Artikel gegen den ausgebürgerten Liedermacher Wolf Biermann. Darin beschimpft der Dramatiker Peter Hacks Heinrich Böll als *»Herbergsvater für dissidierende Wandergesellen ... Biermann hat in seinem Bett übernachtet, und ich hoffe, er hat nicht noch Solschenizyns Läuse darin gefunden«*.

Der Artikel von Hacks enthält die ganze Wut eines Dichters, der offensichtlich gemerkt hat, dass sich die Musen von ihm abgewandt haben. Bitterer Neid ergießt sich nun über den ungeliebten Kollegen, der via Westfernsehen in die DDR zurückgekehrt war und ein Millionenpublikum bis tief in die Nacht an die Fernsehgeräte fesselte. Statt Schriftrollen rollen nun Tonbänder seine Botschaft ein. Das Rauschen, das sich mit jeder heimlichen Kopie verdoppelt, birgt mehr Zustimmung als der Beifall jedes Premierenpublikums. Eine Laus Solschenizyns in Bölls Bett und Biermanns Fell hätte in einer Nacht sicher mehr poetisches Potenzial gewonnen, als die meisten Seifenopern aus Hacks' Feder hergeben.

Ich sehe den aufgeblasenen Stückeschreiber vor der Glotze: *»Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Größte im ganzen Land?«* Und dann flimmert es vor seinen Augen: *»Herr Hacks, Ihr seid der Größte hier! Aber der Biermann ...«*

Wie wird er geschäumt haben, als er sehen musste, dass die Genossen von der »Sicherheit« Schweißbrenner brauchten, um

Inschriften aus dem Asphalt der Straßen zu ätzen: »*Biermann hat recht!*« In den Straßenbahnen und U-Bahnen waren ganze Kommandos damit befasst, diese unbequeme Wahrheit wieder von Wänden und Sitzpolstern zu entfernen.

Alle Bücher von Hacks, die wir in unseren Regalen auftreiben konnten – und das waren einige –, verpackten wir in Päckchen und schickten sie an den Verlag zurück mit der Bitte, sie dem Autor zuzustellen – wir hätten sie gewiss versehentlich erworben.

### *Psychiatrie gegen Militärlager*

Alle Studenten müssen ihr zweites Studienjahr mit vier Wochen Militärlager beginnen. Die Studenten, die schon vor dem Studium bei der »Fahne« waren, werden zur Reserve eingezogen. Die anderen kommen in ein besonderes Lager. Da die Ausbildung an der Waffe Pflicht ist, überlege ich, wie ich dem entgehen kann. Eine Weigerung, am Militärlager teilzunehmen, zieht die sofortige Exmatrikulation nach sich. Bis jetzt habe ich niemals eine Waffe in der Hand gehabt. In der Schule und während der Lehrausbildung habe ich mich geweigert. Nein, ich darf auch jetzt auf keinen Fall umkippen!

Ich fahre nach Berlin-Weißensee zum St.-Josephs-Krankenhaus. Die einzige konfessionelle psychiatrische Einrichtung, die ich kenne. Ein katholischer Priester besorgt mir eine Einweisung für eine Therapie. Was sich in diesem Haus sammelt, sprengt alle Erwartungen. Ein Dutzend Lehrer, die drohten durchzudrehen, weil sie nicht mehr in der Lage waren, doppelzünftig zu unterrichten. Der Nachbar und Freund des Professors Robert Havemann aus Grünheide. Die Stasi hatte sein Wohnzimmer beschlagnahmt, um den Regimekritiker von dort aus zu überwachen. Als er handgreiflich werden wollte, drohten sie ihm mit Knast. Er entkam mit einem Krankenschein. Ein Orgelbauer,

der bei einem Fluchtversuch um Haaresbreite geschnappt worden wäre. Verspätete Wehrdienstverweigerer, ein Grenzsoldat, der sich mit Tabletten davonmachen wollte. Nachbarn, die ihre Nachbarn nicht bespitzeln wollten. Leute mit Mauersyndrom.

Als das Militärlager drei Wochen im vollen Gange ist, werde ich auf eigene Verantwortung aus der Psychiatrie entlassen. Am Studienort teilt mir der Wehrbereichsleiter in zackigen Sätzen Arbeiten in den Grünanlagen der Universität zu.

Hätte ich nicht offen und ehrlich widerstehen müssen? Hätte ich nicht die Exmatrikulation in Kauf nehmen und deutlich erklären müssen, warum ich hier weder konnte noch wollte?

Nein, ich war nicht als Held geboren. Auch dieser faule Kompromiss zeigt, dass der *erste* Verrat aus Schwäche geschieht.

Schlimmer erging es meinem Kommilitonen Johannes Busch. Unser Mitbewohner Wolfgang Funk und er wurden zum Reservendienst der »Nationalen Volksarmee« eingezogen. Sie wurden geschoren, bekamen die verhasste Uniform und krochen sechs Wochen zur »Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes« durch den üblichen Dreck. Johannes war am Ende des ersten Studienjahres durch die M/L-Prüfung gefallen.

In der Kaserne wurde er plötzlich in die Kommandantur gerufen. In einem Zimmer warteten zwei unauffällige Zivilisten auf ihn. Sie taten kameradschaftlich.

»Herr Busch«, sagten sie, »wir wissen, dass Sie einige Schwierigkeiten mit Ihrem Studium haben. Wir sind gekommen, um Ihnen Hilfe anzubieten. Wir könnten uns dafür einsetzen, dass Sie die nächste M/L-Prüfung mit Sicherheit bestehen. Außerdem könnten wir für ein Einzelzimmer im Studentenwohnheim sorgen. Selbstverständlich würden wir Ihnen auch finanziell unter die Arme greifen. Wir verlangen nur eine geringe Gegenleistung. Hin und wieder müssten Sie uns einen ganz allgemeinen Bericht über die politische Stimmung an der Fakultät geben.«

»Für wen halten Sie mich?«, schrie Busch.

»Beruhigen Sie sich, Sie haben Bedenkzeit. Wir werden dafür sorgen, dass Sie hier im Lager einen ruhigen Posten bekommen. In Greifswald können Sie uns dann Bescheid geben. Allerdings ist äußerstes Stillschweigen geboten. Sie dürfen mit keinem Menschen darüber reden. Und denken Sie an die M/L-Prüfung.«

»Machen Sie Ihre Drecksarbeit gefälligst selber!«, rief Busch. Er riss die Tür auf und rannte auf den Flur. Seinem Greifswalder Leidensgenossen, der am anderen Ende des Flures gewartet hatte, rief er zu, dass man es in der ganzen Baracke hörte: »Die Stasi ist da. Die Schweine wollten mich anwerben!«

Nach der Entlassung aus dem Militärlager sucht er den Dekan der Theologischen Sektion auf. Nachdem dieser nichts unversucht gelassen hat, Busch zu helfen, freilich ohne den geringsten Erfolg, rät er ihm, an eine kirchliche Hochschule zu wechseln, da es unter den gegebenen Umständen völlig aussichtslos sei, die M/L-Prüfung zu bestehen. Busch reicht daraufhin aus »psychischen Gründen« seinen Exmatrikulationsantrag ein.

### *Geselbstmordet*

Cand. theol. Andreas E. ist ein unauffälliger Einzelgänger. Einer, von dem man nur weiß, dass er Examen macht und in welchem Zimmer er wohnt. Man sagt: »Hallo«, wenn man ihm begegnet, mehr gibt es nicht zu bereden. Selten ist Andreas mit anderen Kommilitonen zusammen. Wenn er da ist, weiß keiner, wann er gekommen ist und warum. Einer, der zuhören kann und selten selbst etwas sagt.

In letzter Zeit gibt es oft Leute, die sich in der Klingel irren. Herren mittleren Alters von der auffälligen Art, meist zwei. Fast bei jedem von uns haben sie schon »versehentlich« geschellt und nach »Herrn Andreas E.« gefragt. Man zeigt ihnen die rich-

tige Klingel und lässt sie stehen. Seitdem diese Besuche zunehmen, wechseln wir, wenn Andreas sich »auf ein Bier« dazu setzt, vorsichtshalber das Thema. Wer weiß, was für Herren das sind und was sie von ihm wollen. Der Zimmernachbar will gehört haben, dass Andreas und sie sich anbrüllten. Einmal soll er sie rausgeschmissen haben. Aber sie sind wiedergekommen.

Als ich Andreas das letzte Mal sehe, sage ich nichts als: »Hallo.« Einen Tag später ist er tot. Er ist zum Königsstuhl nach Rügen gefahren. Abgesprungen. Kurz vor dem Examen.

Sie haben ihn geselbstmordet. Darum fragt keiner mehr nach Herrn Andreas E.

Ein Ferngespräch von der »Behörde« aus Berlin erreicht die Theologische Sektion kurz nach der Todesnachricht. »Sorgen Sie dafür, dass diese Beerdigung nicht zu einem politischen Aufmarsch missbraucht wird.« Niemand hatte sich das irgendwie vorgenommen.

## Ein Flüchtling entwirft seine Flucht

### *Ein Mensch muss seine Grenzen kennen*

Ich lernte Joseph kennen, als eine Studentenfete sich in Bierdunst und kalten Kippen langsam auflöste. Er wirkte nervös und etwas angetrunken, als er mir eröffnete: »Man muss abhauen.«

Ich war erstaunt, dass man einen so zweideutigen Satz mit so eindeutiger Überzeugung von sich geben konnte – zumal wir uns nicht kannten.

»Gut, gehen wir noch ein wenig zu mir nach Hause.«

»Nein, abhauen vor sich selbst, nicht von der Fete. So was hält man aus, solange der Kasten nicht leer ist.«

»Abhauen wovor?«

»Vor der Vergangenheit, die nicht vergeht.«

Er war ungefähr zwanzig, sehr nervös. Zahnmedizinstudent, hatte eigentlich Arzt werden wollen, aber keinen Studienplatz zugewiesen bekommen. Wir verließen das Wohnheim, als es schon dunkel war. Er lief plötzlich mit großen, gleichmäßigen Schritten voran bis an die nächste Laterne, stoppte dort, wartete, bis ich ihn einholte. »Man muss die Entfernung verinnerlichen, die ein Weg im Dunkel bleibt, zwischen zwei Laternen.«

»Ist der Abstand immer gleich?«

»Ja.«

Wir gingen weiter, unter jeder Laterne flackerten seine Augen. »Ich kenne den Abstand schon von der Grenze her, dort war allerdings jede Laterne eingeschaltet, nicht nur jede zweite, das Ende aller Wege muss gesehen werden.«

»Du warst an der Grenze?«

»Ja, und ich stehe immer noch davor.«

»Du warst richtig Grenzsoldat?«

»An der Berliner Grenze, ohne Überzeugung, ohne Bereitschaft, ohne Ausweg.«

»Du hättest dich weigern können!«

»Dann hätte ich nicht studieren können.«

»Nun wirst du die Grenze nicht mehr los.«

»Nur, wenn ich sie überwinde.«

»Das wird nicht gehen, ohne ein Loch im Bauch.«

»Es gibt perfektere Grenzen als gerade diese.«

»Mag sein. Für mich ist sie undurchlässiger und realer als das Ende der Welt.«

Er schwieg einen Moment. Dann sagte er: »Sie ist nicht undurchlässiger als ein Sieb. Deine Angst ist die wirkliche Grenze. Diese Grenze hat ihre Grenze auch in der Angst.«

»Das ist mir zu philosophisch.«

»Im Gegenteil. Ganz banal. Ihre Wirksamkeit hängt in erster

Linie davon ab, wie viel Angst sie einflößt. Erst dann von ihrer Bewachung, die geradezu von der Angst der Bewacher lebt. Ihre Stärke ist zugleich ihre Schwäche und der Schlüssel für ihre Überwindung. Es gibt nur einen gültigen Satz: Der deutsche Soldat hat mehr Angst vorm Vorgesetzten als vorm Feind.«

»Eine schöne Theorie, aber für die Praxis der Grenzüber-schreitung unbrauchbar.«

»Nein, sogar der einzige Weg.«

»Der Hauptmann von Köpenick mit einer Leiter!« Ich musste lachen.

»Das ist keine Posse! Es ist der sicherste Weg von Ost nach West!« Ich wechselte das Thema. Es wurde mir zu ernst. Mit einem Unbekannten spricht man nicht über die Grenze.

»Bist du schon lange in Greifswald?«

»Ein halbes Jahr, aber nicht mehr lange.«

»Willst du wechseln?«

»Ja, die Seite. Man muss die Seite wechseln. Es ist nicht gut, immer eine Grenze vor Augen zu haben.«

Das Thema ließ sich offensichtlich nicht verhindern.

»Ein Mensch muss seine Grenzen kennen!«, fuhr er aufgeregt fort.

»Eben. Aber die eigenen, nicht die fremden!«

»Die fremden auch. Sie sind meist die sichtbaren. Auch schwerer zu überwinden.«

»Solange sie aus Beton sind, halten sie eine Leiter aus.«

»Und mehr als ein Menschenleben.«

### *Amerika in der Flasche*

Zu Hause hatte ich noch eine Flasche »Bourbon« und eine Schachtel »Camel«. Beides aus dem »Intershop«.

Ich goß jedem ein Glas ein. Bernsteinfarbene Weltreise auf

Pressglasboden. Er roch an der Zigarette. »Das ist Amerika«, spottete ich.

»Schlimm genug«, sagte er, »sich Amerika vorstellen zu müssen, wenn man in der DDR lebt. Kalifornien aus der Nuckelflasche.«

»Mir schmeckt diese Vorstellung. Besser Plastikbrust als gar keine Milchflasche.« Er zog an der Camel.

»Man könnte sich dran gewöhnen, wenn sie nicht falsch wäre.« (Ich stellte mir die DDR vor als »Nordhäuser Doppelkorn«, dazu eine Schachtel »Karo«.)

»Man muss sich dran gewöhnen, um sie für falsch zu halten«, sagte ich und blies ihm Rauch ins Gesicht.

Als die Flasche sich langsam leerte, hatten wir uns an Amerika gewöhnt. Im Hintergrund quäkte Bob Dylans »The Times they are changing« zum x-ten Mal aus dem kleinen Kassettenrecorder. Er blieb und schlief auf dem Fußboden.

### *Die Provinz im Kachelofen*

Er hatte Gedichte abgeschrieben: Kunze, Biermann, »Samisdat«-Übersetzungen. Ein Packen vergilbtes Papier landete auf dem Tisch. Er habe auch selbst geschrieben, sagte er, ein Drama über den Bauernkrieg. Aus seiner Tasche holte er Manuskripte.

»Aber das ist vorbei. Schreiben schadet. Man liest sich selbst zu sehr. Das macht weltfremd. Man gewöhnt sich an die Provinz, von der man sich einbildet, sie schreibend überwinden zu können.«

»Und die Gedichte?«

»Ich habe mit ihnen in diesem Land gelebt. Sie gehören zu dieser Provinz meines Lebens.«

Es war ihm also ernst, und offensichtlich hatte er es sehr eilig. »Wie willst du es anstellen, fortzukommen?«

»Ich werde an der Stelle über die Mauer klettern, die ich bewacht habe.«

»Wie willst du da unbemerkt hineinkommen?«

»Eben auf die einzige Weise, die möglich ist – als Offizier.« Ich schwieg und dachte bei mir, er könnte es wohl planen, aber nicht schaffen.

Als wir uns das nächste Mal sahen, hatte ich die meisten seiner Manuskripte wunschgemäß im Kachelofen verbrannt. Wie ich erfuhr, hatte er noch einen Freund und dessen Freundin für die Flucht gewinnen können.

Dies war eine langwierige Arbeit gewesen, denn die Hauptaufgabe aller Überzeugungskunst war die, seinen Gesinnungsgenossen die Angst vor der Grenze zu nehmen.

Sie hatten nicht wie er mit bloßen Augen von einem Turm aus sehen können, wie wenige Meter nur fehlen – bis nach Westberlin. Was sie aufhielt, war der Glaube an die sicherste Grenze der Welt. Er hatte ihnen erzählt, wie er sich heimlich ein Transistorradio in die Thermosflasche eingebaut hatte, um zusammen mit seinem zweiten Streifengänger das Kölner Konzert Wolf Biermanns, das die Ausbürgerung des Liedermachers nach sich zog, zu hören. Beide Grenzbewacher waren abwechselnd erschüttert und begeistert und hatten ganz vergessen, dass sie eigentlich das Vaterland verteidigen mussten. Er hatte ihnen auch berichtet, wie sehr die Offiziere schlechte Stimmung bei den Soldaten fürchteten. So konnte es vorkommen, dass im Kasernenhof zu Klängen von Pink-Floyd-Musik Bratwürste verteilt wurden, wenn die Stimmungskurve gegen null ging. Er hatte ihnen weiter erzählt, dass der Schießbefehl an der Mauer zeitweise außer Kraft sei, dass in Richtung Westberlin sowieso nicht geschossen werden dürfe und dass Minen an der Berliner Mauer nicht zu befürchten seien, geharkter Rasen hin und her. Hunde gab es an der Stelle nicht, die er für die Flucht vorgesehen hatte.

Sehr schwierig und viel gefährlicher war die Beschaffung

zweier Uniformen, eines Bolzenschneiders und des Fluchtautos.

Inzwischen hatte er – wie er mir erzählte – bei den Studenten der Militärmedizin zwei Mützen gestohlen. Eine für den Offizier, eine für seinen Fahrer. Die Militärmediziner gehörten in das Greifswalder Stadtbild. Allmorgendlich waren uniformierte Studenten auf dem Fahrrad unterwegs zur Universität. Niemand wunderte sich mehr über die jungen Gesichter in den alten Mänteln.

Da zum Zeitpunkt der Flucht Sommer befohlen sein würde, bedurfte es weder eines Mantels noch einer Jacke. Blousons reichten aus. Er besorgte sie bei Angehörigen der Reichsbahn. Die Blousons, die bei der Bahn getragen wurden, waren militärisch geschnitten und ebenfalls grau – mit einem leichten Blaustich, während der Farbton bei den Grenztruppen mehr ins Grünliche ging. Bei Laternenlicht war dieser Unterschied nicht auszumachen. Er zeigte mir die Mützen.

Wieder versuchte ich, ihm die Gefahr des Hinterlandes auszumalen. Immer war von Staatssicherheitsleuten zu hören, die im Grenzgebiet Kontrollen durchführen könnten, vielleicht auch schon die Straßen in unmittelbarer Nähe der Grenze überwachten:

»Aus der Nähe sehen manche schwarze Katzen nicht mehr grau aus.«

Eines Morgens kam er mit militärisch kurz geschorenen Haaren. Er hatte eine Schachtel Camel besorgt – wir rauchten zum Abschied –, ohne ein Wort über die Flucht zu verlieren. In seinen Gedanken war er schon lange unterwegs.

## *Die Entsicherung einer perfekten Grenze*

Ich wusste, dass er den nächsten Zug nach Berlin nehmen würde. Im Stillen hoffte ich, dass er im letzten Augenblick Abstand von dem Todesmanöver nehmen würde.

Wie verabredet, traf er in Berlin seinen Freund, der Steckleitern, Bolzenschneider und gefälschte Nummernschilder mit den Initialen GT (Grenztruppen) bei sich hatte.

Inzwischen hatten sie auch den Besitzer eines weißen Wagens der Marke »Wartburg« ausfindig gemacht, wie er sich für Offiziere der Grenztruppen schickt.

Dem Besitzer wurde klargemacht, dass es sich um eine Verlobungsfahrt handle, für die ein weißer Wartburg das einzige Fahrzeug wäre, das dem festlichen Charakter einer solchen Gelegenheit Rechnung trage. Im Nehmen war der Besitzer nicht kleinlich – für 300 Mark war er bereit, seinen Wagen einen Nachmittag lang zu entbehren. Die drei fuhren los. Josephs Schulterstücke wurden im letzten Moment noch auf den Rang eines Oberleutnants degradiert, weil der höhere Dienstrang sich mit dem jungen Gesicht schlecht vertrug. Der Wagen wurde in einer kleinen Schneise abgestellt. Vom Gebüsch aus beobachteten die verkleideten Grenzverletzer je eines der Ausgangstore des Grenzabschnittes, die etwa einen Kilometer voneinander entfernt lagen. Da von Zeit zu Zeit eine motorisierte Streife die Strecke abfuhr, musste sichergestellt sein, dass die gleiche Anzahl von Soldaten den Abschnitt wieder verließ, wie hineingefahren war. Die Frau war als Kurier in der Mitte postiert worden.

Als es soweit war, krümmte sich die Frau unter einer Decke auf dem Rücksitz des Wagens zusammen. Langsam ging die Fahrt an das eine der beiden Zugangstore zum Grenzabschnitt.

Die wachhabenden Soldaten auf dem Turm nahmen den heranfahrenden vermeintlichen Offizierswagen zur Kenntnis und vermuteten eine Kontrolle. Schnell ließen sie die Kaffeebecher

vom Tisch verschwinden, brachten ihre Uniformknöpfe in Ordnung und schalteten das illegale Radio ab. In der Deckung des Stahltores brach der Fahrer des Wagens das Vorhängeschloss an der Kette, die durch Löcher der beiden Torflügel gezogen war, mit einem Bolzenschneider auf. Der Wagen rollte in den Grenzstreifen. Der Fahrer versperrte nach der Einfahrt das Tor mit einem neuen Vorhängeschloss. So war vom Turm aus nichts Auffälliges festzustellen. Die Soldaten grüßten nach Vorschrift. In einem toten Winkel des Wachturms hielt der Wagen.

Die Flüchtlinge stiegen aus, durchschnitten den Draht vor der Mauer, Alarm wurde ausgelöst. Vom Turm aus war nichts zu sehen. Nach vorherigen Berechnungen blieben jetzt etwa fünf Minuten Zeit, um die Sperranlagen zu überwinden. Dank der mitgebrachten Steckleitern stellte die Betonwand kein erhebliches Hindernis dar. Gefährlich werden konnte ihnen nur noch die motorisierte Streife, die auf den Alarm hin sofort ausgerückt war. Vergeblich versuchten die herbeigeeilten Soldaten nun, das Tor zu öffnen. Ihr Schlüssel passte nicht zu dem Schloss an der Kette.

Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu dem anderen, weit entfernten Tor des Abschnittes zu fahren. Inzwischen hatten alle drei Flüchtlinge die Mauer überwunden. Auf einem Bahngleis, das zwischen zwei Mauern die einzige Verbindung zur Westberliner Exklave Steinstücken bildete, rannten sie die letzten Meter auf ihr Ziel zu. Die Streife, die jetzt in das andere Tor eingefahren war, fand sich im Lichtkegel der aufgeblendeten Scheinwerfer des Fluchtwagens, dessen Motor noch lief. Sie wagten sich erst näher heran, als sie von jenseits der Mauer die Rufe der Entflohenen hörten: »Wir haben es geschafft. Wir sind im Westen.«